

Der Pionier, der aus dem Zug stieg und verschwand

Marente de Moor findet den Mann, der das Kino erfand

Ein erster Satz wie ein Sog, dem man sich gerne überlässt: „Am 16. September 1890 stieg ein Mann in den Zug von Dijon nach Paris, danach hörte man nie wieder etwas von ihm.“ Der Mann heißt hier Valéry Barre, und er hat vermutlich den ersten Film der Geschichte gedreht, vor Edison, vor den Brüdern Lumière oder den Brüdern Skladanowsky. Hier, das ist in dem Roman „Aus dem Licht“. Die Niederländerin Marente de Moor hat ihn geschrieben, und im knappen Nachwort steht, dass dieser erste Film namens „Roundhay Garden Scene“ 1888 von Louis Aimé Augustin Le Prince aufgenommen wurde. Zwei Sekunden des Films sind erhalten, man kann sie bei Youtube anschauen. Und das Modell für Valéry Barre ist dieser Louis Aimé Augustin Le Prince, den die Geschichtsschreibung vergaß und dessen Spur sich tatsächlich nach dem 16. September 1890 verlor.

Das hat schon zu wilden Gerüchten geführt, bevor es die große Gerüchtemaschine Internet gab. Der Brite Christopher Rawlence hat vor fast dreißig Jahren ermittelt. Seinem Buch „The Missing Reel“ (auf Deutsch: „Warum verschwand Augustin Le Prince? Die mysteriöse Geschichte des Erfinders der bewegten Bilder“, 1991) ließ er einen Film gleichen Titels folgen. Er sprach mit Nachkommen Le Prince, er erhielt Einsicht ins Tagebuch von dessen Ehefrau, die der festen Überzeugung war, Thomas Alva Edison habe mit dem Verschwinden zu tun, seit der nicht lange danach sein Patent für den Kinetographen einreichte.

Rawlence neigte eher zu der Annahme, Le Prince habe Selbstmord begangen, weil er wohl kurz vorm Bankrott stand. Dass Le Prince' Beitrag 1995, zum hundertsten Jubiläum des Kinos, angemessen gewürdigt worden wäre, hat allerdings auch Rawlence' Erinnerungsbuch nicht erreicht. Spätere Spurensucher spekulierten dann über einen Auftragskiller im Dienste Edisons oder, etwas prosaischer, über einen Taxifahrer, der Le Prince nach dessen Ankunft in Paris ausgeraubt und in die Seine geworfen haben soll. Anhänger dieser Version sahen sich bestätigt von einem Foto, das 2003 im Archiv der Pariser Polizei auftauchte und einen 1890 ertrunkenen Mann zeigt. Er soll Le Prince ähneln, heißt es dazu sehr wolkig.

Marente de Moor, übrigens die Tochter der Schriftstellerin Margriet de Moor, muss sich an diesem Spiel nicht beteiligen. Sie muss sich auch gar nicht festlegen, was genau denn nun mit Le Prince alias Barre wirklich geschah, als er aus dem Zug stieg. Ihre Erzählung geht einen anderen Weg. In vier Kapiteln mit wechselnden Perspektiven folgt sie dem Erfinder, nachdem er in einem Provinzkaff namens V. ausgestiegen ist, und seinen Gedanken, „die ihm wie Fledermäuse durch den Kopf (schossen)“. Sie lässt Edisons zweite Ehefrau Mina im Jahr 1902 in Amerika auf Barres Sohn Guy treffen, begleitet Guy ein Jahr zuvor bei der Suche nach seinem Vater, um schließlich Mina noch einmal das Wort zu geben.

Zwischendurch sind immer wieder kleine Textblöcke eingerückt, die sich lesen wie Reklame aus Zeitungen der Jahrhundertwende und gewissermaßen die Science-Fiction von gestern vergegenwärtigen. Da werden olfaktorische Lupen, ein Antiphon oder ein Pantograf und deren wundersame Wirkungen angepriesen. Diese Einschübe vermischen sich mit den Verfahren und Apparaten, von denen im übrigen Text die Rede ist und die sich dem überschäumenden Erfindergeist der Epoche verdanken: Optogramme, Retro-Psychokinese und andere Seltsamkeiten.

Der Effekt, den Marente de Moor durch diese Erzählweise erzielt, ist, dass einem das Seltsame und Skurrile völlig selbstverständlich erscheinen. Auch der Kinetograph ist ja nur eine unter vielen Merkwürdigkeiten. Wer mal in einem Filmuseum staunend vor den alten Apparaten gestanden hat, weiß, dass deren Namen wie Zootrop, Kinetoskop, Bioskop, Zaubertrommel oder das fotografische Ge-



Die niederländische Schriftstellerin und Journalistin Marente de Moor

Foto: Jürgen Bauer

weh immer auch Ausdruck einer vorweggenommenen Erfüllung von Wünschen waren, denen das reale Gerät noch hinterherlief. So beschreibt der Roman auch eine Welt, in der noch weitgehend ungeschieden ist, was Wissenschaft und was Scharlatanerie, was Quacksalberei und was seriöse Erkenntnis ist. Und es ist ja historisch belegt, dass damals in Europa und Amerika parallel an mehr als hundert Maschinen gearbeitet wurde, die alle die Aufnahme, Wiedergabe und Projektion bewegter Bilder integrieren sollten.

Auch ein französisches Pendant zu Eadweard Muybridge taucht auf, der die einzelnen Phasen im Bewegungsablauf eines galoppierenden Pferdes aufnahm und mit seinem Zoopraxiskop die Aufnahmen in Bewegung versetzte. In einer solchen Atmosphäre wundert man sich ebenso wenig über Gedankenleser und Gedankendiebe, Hellseher und andere Spiritisten, die von einem herrschenden Diskurs nicht a priori ausgeschlossen sind. Am Ende ist das gar nicht so weit entfernt von einem Science-Fiction-Film wie „Inception“, der im Jahr 2010 davon träumte, im Unterbewusstsein auf Raubzüge zu gehen und Ideen zu entwenden.

Marente de Moor lässt diesen anarchischen Zustand des Diskurses sehr gut anschaulich werden. Valéry Barres Vorstellung ist nicht allein von schrankenlosem Erfindertypismus erfüllt. Der Mann, der mit unbewegten Bildern, als Maler der damals so beliebten Panoramen, begann, hat nicht nur das technische Problem, wie man ein Trägermaterial findet, das weder brennt wie Papier, schmilzt wie Gelatine noch bricht wie Glas – „und trotzdem durchsichtig genug war, um die Bilder zu projizieren“.

Ihm fehlt jedoch nicht nur Zelluloid. Er hat zugleich das Gefühl, seine Idee sei „gefährlich“, „vielleicht war sie gar nicht von dieser Welt“. Im Gegensatz zu späteren Zeiten ist aus der Gedanken- und Vorstellungswelt jener Zeit der Animismus nicht ganz verschwunden. „Warum so tun, als wäre etwas noch lebendig?“, sagt Barres Freund Roussin. Für Barre selbst ist es ganz selbstverständlich zu denken: „Zwölf Bilder pro Sekunde reichen nicht aus, um Tote zum Leben zu erwecken.“ Und seinen Apparat, der Kamera und Projektor in einem sein soll, nennt er „Koboldmaki“, weil die Linse an die riesigen Augen der kleinen Primaten erinnert.

Dass die Phantasiegebilde der Erfinder oft nicht weit entfernt waren von handfesten Wahngebilden, dass die Angst, es könne einem jemand zuvorkommen oder sogar die Idee stehlen, nicht sonderlich gesund war, wird im Roman an Barres Entschluss sichtbar, einfach auszustiegen. Wie auch an Thomas Alva Edisons von Obses-

sionen beherrschtem Alltag, der bei nachlassendem Gehör im Dunkeln sitzt, voller Misstrauen bei gleichzeitiger unerschütterlicher Überzeugung, der Welt die Zukunft zu bringen.

Bei ihrem Blick zurück in eine vergangene Zukunft übertreibt es Marente de Moor manchmal ein bisschen mit den Analogien zur Gegenwart – nicht weil sie, was eher lustig ist, einen jungen Mann „Tesla“ nennt. Sondern weil sie in den weit ausgreifenden Phantasien und Phantasmen Barres den Eindruck entstehen lässt, hier habe jemand, wie nebulös auch immer, Internet und soziale Medien antizipiert. Barre sorgt sich, dass wir „unser Gedächtnis einer Maschine überlassen“ oder in einem Weltall leben, „in dem wir einander sehen und hören, Zeit und Raum überwinden können“. Dass man in den Tropen der Kulturkritik um 1900 die Skepsis gegenüber Big Data vorgeformt fände, ist dann doch eine sehr kühne Erfindung. Aber sie ist natürlich erlaubt, wenn man nicht einfach einen musealen historischen Roman schreiben will.

„Aus dem Licht“ ist am überzeugendsten, wenn es um Barre und dessen Sohn geht. Die Ich-Erzählung von Mina Edison wirkt trotz des ironischen Blicks auf das Erfindergenie ein wenig beliebig und bekommt erst Kontur, als Barres Sohn im Hause Edison auftaucht, mit Mina flirtet und sich schließlich zu erkennen gibt. So erinnert der Roman an eine verschollene Pioniergestalt, die aus der Geschichte herausgekürzt wurde. Und zugleich ist das Buch eine faszinierende Erzählung darüber, wie eine Wahrnehmung der Welt sich dadurch veränderte, dass die Bilder in Bewegung gerieten; wie sich diese Welt beschleunigte und nicht nur ihre Wahrnehmung, wie sich Farben, Ordnungen und Zusammenhänge wandelten: „Monets diffuses Violett und Cadmiumgelb waren verschwunden, jetzt war die Welt tiefschwarz und weiß, bleischwer und gestochen scharf wie die Eisenkonstruktion dieses Bahnhofs.“

Von ganz ferne erinnert das, so wie sich eine Vignette zu einem riesigen Panorama verhält, an Thomas Pynchons Roman „Gegen den Tag“: ein Blick auf ein Inventar der Möglichkeiten zu einem bestimmten historischen Moment, als Wissenschaft, Spekulation und Obskurantismus noch ohne feste Hierarchien koexistierten. Von heute allerdings kann man nicht auf diese Zeit voller Zukunft und technischer Errungenschaften schauen, ohne daran zu denken, dass neben dem, was man so nachlässig „Fortschritt“ nennt, zwei verheerende Weltkriege vor ihr lagen. Und daran hätte sich auch nichts geändert, wenn Louis Aimé Augustin Le Prince eines Tages wieder aufgetaucht wäre. PETER KÖRTE

Marente de Moor: „Aus dem Licht“. Roman. Aus dem Niederländischen von Bettina Bach. Hanser, 320 Seiten, 23 Euro

Wenn Blätter Feuer fangen

Carmen Machado erzählt von Körpern

Klar, es sind keine brandneuen Topoi, die Carmen Maria Machado in ihrer gerade auf Deutsch erschienenen Kurzgeschichtensammlung „Ihr Körper und andere Teilhaaber“ aufwirft: dass Frauen sich und ihre Körper mit einer Vielzahl von ungeschriebenen Gesetzen innerhalb einer von Männern geschaffenen Gesellschaft konfrontiert sehen. Neu ist der Ton, in dem die Amerikanerin Machado von dieser weiblichen Realität erzählt. Hier erklingt eine weiche und verletzte Stimme, die sich in allererster Linie auf eine Erfahrung des Menschseins bezieht. Und zugleich sind Machados Geschichten roh wie saftige, blutropfende Steaks in der Plastikfolie. Sie oszillieren irgendwo zwischen Horrorstory und bloßer Realitätsbeschreibung.

Neu ist vielleicht auch, dass Machados Geschichten nicht als das Delirium einer verrückten Lesbe auf einem Dachboden (so wird eine der Protagonistinnen ihrer Geschichten – eine Autorin – wahrgenommen) abgestempelt, sondern stattdessen mit wichtigen Preisen ausgezeichnet werden. Das hängt zum einen sicherlich mit der #MeToo-Bewegung zusammen, die sich dem Empowerment von Frauen verschreibt, zum anderen

langen ihres Mannes, ihr das einzige Geheimnis, nämlich das, was sich hinter dem Band um ihren Hals verbergen könnte, zu entlocken. Das Halsband nennt man auf Englisch auch „Choker“, also „Würger“.

Ein männliches Wertesystem ist es auch, das die Protagonistin der Geschichte „Acht Bissen“ dazu bringt, ihren Magen verkleinern zu lassen. Ihre drei Schwestern sind ihr vorangegangen, aber entscheidend ist die Erinnerung an die Mutter, die sich mit eiserner Selbstdisziplin auf acht Bissen pro Mahlzeit beschränkte. Die operierende Ärztin verspricht ihr: „Es wird wehtun. Es wird nicht einfach sein. Aber wenn es vollbracht ist, sind Sie die glücklichste Frau auf Erden.“ Machado stellt hier Schlantheit als ein Ergebnis steter Selbstverneinung dar. Die Erzählerin ist dank ihres winzigen Magens zwar in der Lage, sich auf acht Bissen zu beschränken, zugleich hat sie das Weiche, das Mütterliche in sich, passend versinnbildlicht vom nachgiebigen Fett, das sie umgab, verloren und ist stattdessen eine „Achieverin“ mit Kante und Ellbogen geworden.

Obwohl die Frauen, die Machado sprechen lässt, unter herrschenden Schönheitsidealen und patriarchal geprägten Diskursen leiden, sind sie keineswegs nur Opfer. Die Ich-Erzählerin der Geschichte „Schwierig auf Parties“ ist zwar einem Gewaltverbrechen – wahrscheinlich einer Vergewaltigung – zum Opfer gefallen, doch sie bäumt sich auf. Nachts, in ihrem Schlaf, attackiert sie zwar nicht den Täter, der unbekannt bleibt, aber ihr Bett, die Möbel und ihren Freund, der Blutergüsse davonträgt. Als ein Mann sie auf einer Party hartnäckig und unerklärlich mit einer Kamera, dem instrumentalisierten männlichen Blick, verfolgt und sie damit zutiefst verunsichert, entwendet sie die Kamera unbemerkt und versteckt sie in ihrem Kofferraum. Wenn sie sich die Pornos anschaut, von denen ihr Freund hofft, dass sie ihr wieder mehr Lust auf Sex mit ihm machen, ist sie der pornographischen Oberfläche nicht ausgeliefert, stattdessen sieht und hört sie nur, was die Darsteller in Wahrheit denken: „das hat mir keiner gesagt, das hat mir keiner gesagt“.

Vor allem, das hat sich vielleicht schon angedeutet und ist eine große Stärke, handeln Machados Erzählungen von Sexualität, einer lebendigen, eigenständigen Form von Sexualität, die weder pornographisch noch verkleinert wirkt. In einer Geschichte namens „Inventur“ macht die Protagonistin eine Bestandsaufnahme und erzählt in extrem verkürzter Form von ihren sexuellen Begegnungen und was ihr daran besonders erschien. Weibliches Erleben, scheint Machado sagen zu wollen, ist vielfältig und erschöpft sich nicht darin, passives Resultat eines männlich geprägten Umfelds zu sein, weibliches Erleben ist kreativ, sinnlich und autark.

Schließlich ist da Machados Sprache, die wunderbare Sprache, in der sie etwas jenseits von Patriarchat und weiblichem Leiden beschreibt, zum Beispiel eine Jahreszeit: „Und dann der Herbst, der erste Herbst, unser erster Herbst, das erste Kürbisgericht, die Pullis, der verbrannte Geruch des Heizlüfters, die schweren Decken, unter denen wir nicht hervor kommen, der Duft von Rauch, der mich an meine Pfadfinderinnenzeit erinnert und daran, wie es ist, zwölf zu sein und mit Mädchen zu zelten, die mich hasen. Blätter fangen Feuer, die Farbe entweicht grün wie eine Krankheit. Mehr Regen, ein weiterer Teppich aus Laub, gelb wie Löwenzahn, rot wie Granatapfelschale, orange wie Möhrenraspeln.“

An Stellen wie dieser ist es möglich, sich voll und ganz in Machados Beschreibungen fallenzulassen. Sie hat eben nicht nur eine Message. Sie hat auch Magie.

SHOU AZIZ

Carmen Maria Machado: „Ihr Körper und andere Teilhaaber“. Erzählungen. Aus dem Englischen von Anna-Nina Kroll. Tropen, 300 Seiten, 20 Euro



Die amerikanische Schriftstellerin Carmen Machado

Foto: Tom Storm

scheinen sich Frauen – und vielleicht auch die Welt – zunehmend für das weibliche Körpererleben zu interessieren: You've got to name it to own it.

Die Körper in Machados Geschichten kennen sich aus mit Schmerz, Gewalt und Lust. Die allererste Geschichte wird aus der Perspektive einer verheirateten Frau erzählt, die ein geheimnisvolles Band um ihren Hals trägt, wie andere Frauen in der Geschichte übrigens auch. Sie legt es niemals ab, und niemand, auch nicht ihr Mann, darf es berühren. Die Protagonistin erzählt von der Liebe zu ihrem Mann, wie sie mit ihm ihre Jungfräulichkeit am Ufer eines Sees verlor, wie sie ihr erstes Kind gebar und einen Dammriss erlitt (Machado fordert den Leser auf, sich diesen Schmerz so vorzustellen: „Wenn Sie diese Geschichte vorlesen, geben Sie den Zuhörern Schälmesser und fordern sie auf, den weichen Hautlappen zwischen Ihrem Daumen und Zeigefinger durchzuschneiden. Bedanken Sie sich anschließend“). Nach der Geburt überhört sie ein Gespräch, in dem ihr Mann den behandelnden Arzt bittet, der Naht des Scheideneingangs einen Extrastich hinzuzufügen, damit seine Frau, die gerade Mutter geworden ist, sich beim Sex wieder so eng anfühlt wie eine Jungfrau (übrigens kommt dieser Ehemann-Stich wohl wirklich vor).

Daran nimmt die Erzählerin nicht einmal Anstoß, wohl aber an dem steten Ver-

Die Suada

der Reporter Henning Sußebach. – „Na so was“, flüsterten wir zurück, „jener Sußebach, der eben noch einen Schrei nach Stille in die Zeit gebrüllt hatte?“ – „Bingo!“, schrie Sußebach.

„Und“, setzten wir nach, urplötzlich ganz bei der Sache, „zugleich der berühmte Meister der Zwischentöne?“ – „Nein“, sagte Sußebach, „das ist mein Chef“, setzte sich an den Rand des Handlungslochs und ließ seine Reportercowboystiefel baumeln; in der Hand hielt er einen dicken Umschlag. „Ich habe gehört, dass ihr hier neuerdings fürs Adressieren zuständig seid, ich habe nämlich

einen Brief an meine Tochter geschrieben. Weil, Briefe an Töchter, das ist die authentischste Erzählform, die wir Reporter neuerdings zu bieten haben, und jetzt bräuhete ich halt noch eine Marke für 1,40 Euro, ist etwas länger geworden.“ Anytime, sagten wir, „aber erstens meinst du offenbar frankieren, und zweitens möchten wir schon gern vorher wissen, was drinsteht, bevor wir was draufkle-



ben! Lies doch mal vor!“ Darauf hatte Sußebach gewartet, er zog ein paar Seiten Büttenpapier in den Zwischentönen des norddeutschen Backsteinbrutalismus aus dem Umschlag und begann: „Liebe Tochter. Wie geht es Dir. Mir geht es gut. Der Tag, an dem ich aufstand, um mich hinzusetzen und dir diesen Brief zu schreiben, war ein Donnerstag. Jetzt muss ich schließen, mein Briefkasten hat

Hunger. Tschö mit ö, Dein Papa. PS: Entschuldige die Krakelschrift, ich bin kein Bot.“ Es senkte sich eine Stille über das Handlungsloch, ohne dass irgendwer nach ihr schrie. Fukuyama sprühte sich Sidolin auf die Stirn und rieb sie ein, bis sie glänzte, und sogar die PraktikantIn*nen, die gerade einen Uploadfilter mit Weltklassekaffee gefüllt hatten, um uns einen schönen Latte Macchiato aufzugießen,